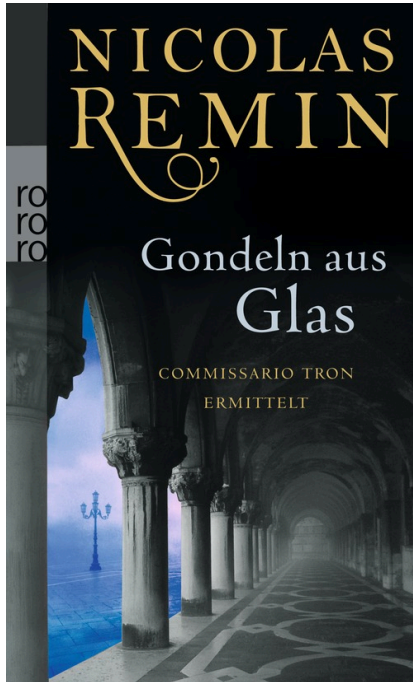


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-25301-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Inhalt

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50

Prolog

«*Nunc et in hora mortis nostrae. Amen.*»

Die letzten Worte des Tischgebetes, mit müder, lispelnder Stimme gesprochen, flatterten aus dem Mund des Königs beider Sizilien wie dürres Laub. Einen Moment schloss Franz II. die Augen, so als wollte er seinen Erlöser um Vergebung für die fleischlichen Gelüste bitten, die ihn jetzt dazu zwangen, eine Mahlzeit einzunehmen. Dann schlug er die Augen wieder auf, löste seine Finger umständlich voneinander und hob den Kopf – das Signal für die wartenden Diener, an den Tisch zu treten und die Suppe zu servieren.

Marie Sophie nahm den Löffel von der Tischdecke und beobachtete angewidert, wie die linke Hand ihres Gatten automatisch den Sitz der Serviette prüfte, bevor er ebenfalls zum Löffel griff. Seine gestärkte Serviette, riesig und erstaunlich weiß, verursachte bei jeder seiner Bewegungen ein knisterndes Rascheln. Zu diesem Geräusch würde gleich – laut wie Pelotonfeuer – das röchelnde Schlürfen kommen, das ihre Schwiegermutter jedes Mal von sich gab, wenn ihre wulstigen Lippen den Suppenlöffel berührten.

Die Handschuhe der Diener, voller verkrusteter Flecken, passten zur schmutzigen, seit einer Woche nicht mehr gewechselten Tischdecke. Dass die Wäsche im Palazzo Farnese nur alle zehn Tage gewaschen wurde, war Teil der Sparmaßnahmen ihrer Schwiegermutter. Dazu gehörte ebenfalls, dass übrig gebliebenes Essen vom Vortag erneut serviert wurde. Die säuerlich riechende Suppe kannte Marie Sophie bereits – *Hallo, Suppe!* – vom gestrigen und vorgestrigen Abendessen.

Marie Sophie legte den Löffel, den sie bereits in ihren Teller getaucht hatte, wieder auf das Tischtuch und wischte sich den Mund ab – eine sinnlose Geste, die ihr sofort einen misstrauischen Blick ihrer Schwiegermutter eintrug –

aus Augen, kalt wie Eissplitter. Augen, die überall Verrat witterten.

Großer Gott, dachte sie, wie ich diese Frau hasse.

Allerdings war das habituelle Misstrauen der Königinwitwe durchaus berechtigt. Denn dass Garibaldi mit knapp tausend Mann das Königreich beider Sizilien in weniger als sechs Monaten zu Fall gebracht und die königliche Familie aus ihrer Residenz in Neapel ins römische Exil vertrieben hatte, war nur durch Verrat möglich gewesen: durch Generale, die heimlich mit den Rothemden paktiert hatten, durch Minister, die sich hinter dem Rücken des Königs mit Garibaldi arrangiert hatten, durch Feigheit und Fahnenflucht. Selbst im römischen Exil, wo sie seit nunmehr drei Jahren lebten, war der Verrat allgegenwärtig. Der Wunsch des Königs, den Thron beider Sizilien zurückzuerobern, wurde schamlos ausgenutzt. So verschwanden Unsummen in den Taschen windiger Söldner, wurden gigantische Beträge für Waffenlieferungen bezahlt, welche die königstreuen Briganten nie erreichten.

Die Königin lehnte sich seufzend zurück, um einem speckigen Handschuh die Gelegenheit zu geben, den Suppenteller zu entfernen und einen Teller mit *Pollo con Peperoni* vor sie hinzustellen. Auch dem Huhn - *Hallo, Huhn!* - begegnete sie zum zweiten Mal. Es hatte bereits vorgestern auf dem Tisch gestanden, und inzwischen sah es regelrecht mumifiziert aus. Also würde sie sich auch heute darauf beschränken, ein wenig Brot zu essen und vorsichtig an ihrem Weinglas mit dem sauren Falerner zu nippen.

Marie Sophie hielt die Augen niedergeschlagen, spürte jedoch, dass der Blick ihrer Schwiegermutter häufiger als gewöhnlich auf ihr ruhte. Sie fragte sich, ob sie ihr bereits auf der Spur war - womöglich von dem alarmierenden Brief wusste, den sie heute erhalten hatte.

Was natürlich Unsinn war, denn die einzige Person, die - außer ihrer Kammerzofe Marietta - ihr Geheimnis kannte,

war Oberst Orlow, der Intendant des Hauses Borbone, ihr Reisemarschall und gelegentlicher Vertrauter. Und Orlow würde schweigen, schon allein deshalb, weil er – trotz seiner unbestrittenen Loyalität zum König – inzwischen viel zu tief in ihre Angelegenheiten verwickelt war.

Außerdem: konnte man es wirklich Verrat nennen, was sie getan hatte? Hatte sie sich irgendetwas zuschulden kommen lassen, das ihrem Gatten, dem König beider Sizilien, ernsthaft geschadet hätte? Nein, entschied sie. Zum Verrat würde es erst werden, wenn das Geschehene ans Licht kam. Doch das waren abstrakte, fast philosophische Überlegungen – ein Luxus, den sie sich im Moment nicht leisten konnte. Sie hatte das ganz konkrete Problem, mindestens fünfzigtausend Gulden auftreiben und die Summe so schnell wie möglich nach Brüssel schicken zu müssen.

Der Einfall, wie sie die Summe beschaffen konnte, kam ihr schließlich beim Dessert, einem angestaubten Stück Schokoladentorte, deren Bekanntschaft – *Hallo, Torte!* – sie bereits vor drei Tagen gemacht hatte. Die beiden Raffael-Zeichnungen, die Oberst Orlow auf seiner letzten Venedigreise an diesen Kostolany verkaufen konnte, hatten ihr gutes Geld eingebracht, und es sprach nichts dagegen, diese Geschäftsbeziehung zu erneuern. Und dem Händler etwas anzubieten, das erheblich kostbarer war.

Eine Stunde später stand sie in der Kapelle des Palazzo Farnese und zog vorsichtig das schwarze Tuch herab, das über einer Darstellung der heiligen Magdalena hing: das Brustbild einer im Gebet versunkenen, etwas fülligen Blondine. Das Gemälde, ein Tizian, war relativ klein, man konnte es mühelos in einem größeren Koffer verstauen.

Das handliche Format hatte sie vor einem halben Jahr auf den Gedanken gebracht, eine Kopie für ihren Verwandten, den Erzherzog Maximilian, anfertigen zu lassen – damals hatte sie erfahren, dass der Erzherzog nach Mexiko

gehen würde. Alle hatten das für eine gute Idee gehalten, doch dann hatte ihre Schwiegermutter plötzlich behauptet, der verklärte Gesichtsausdruck der heiligen Magdalena, der halb geöffnete, feucht glänzende Mund und die glässig verzückten Augen würden auch eine ganz andere Deutung zulassen. Das hatte dem bigotten König sofort eingeleuchtet und ihn dazu bewogen, eigenhändig ein schwarzes Tuch über die Magdalena zu breiten. Die angefertigte Kopie lehnte seither unbeachtet an der Kapellenwand, wo sie hinter einem Putzeimer und einem Stapel Gesangbüchern Staub ansetzte.

Marie Sophie nahm die Magdalena von der Wand, löste die Klammern, die das (auf Holz gemalte) Bild im Rahmen hielten, und stellte es vorsichtig ab. Dann zog sie die Kopie hinter den Gesangbüchern hervor und lehnte sie neben das Original. Sie konnte keinen Unterschied zwischen den Bildern erkennen. Allerdings – so hatte ihr Oberst Orlow erklärt – würde ein Experte sehr wohl in der Lage sein, die Kopie des Bildes von seinem Original zu unterscheiden. Aber war der König ein Experte? Wohl kaum. Außerdem hätte in absehbarer Zeit niemand einen vernünftigen Grund, das Tuch zu lüften.

Marie Sophie ließ sich auf ihre Knie nieder und betrachtete die beiden Gemälde eingehend. Sie studierte den umflorten Blick der Magdalena, ihren sinnlichen, halb geöffneten Mund – und plötzlich sah sie die zweideutige Erhitung im Ausdruck der Heiligen, die ihr früher nie aufgefallen war. Ihre Schwiegermutter hatte Recht gehabt.

Jedenfalls war das Bild für ihre Zwecke, nicht nur wegen des Formates, genau das Richtige – pures Gold. Signor Kostolany, der angeblich für den russischen Hof (wo man gewagte Bilder schätzte) einkaufte, würde sich die Finger danach lecken und entsprechend zahlen.

Marie Sophie erhob sich, oder wollte sich erheben, denn in dem Moment, als sie sich aufrichtete, hörte sie ein Ge-

räusch an der Kapellentür. Kniend drehte sie sich um, die Hände vor der Brust gefaltet – ein drittes Gesicht zwischen den beiden Magdalenen.

Es war Oberst Orlow, der reglos an der Tür stand. Er trug die Uniform einer Armee, die es nicht mehr gab, und seine hoch gewachsene Gestalt füllte den Türrahmen aus. Die brennende Kerze in seiner Hand war gerade wie ein Dolch. Einen Moment lang schien er verwirrt zu sein. «Ich wusste nicht, dass Königliche Hoheit ...» Er brach den Satz ab und räusperte sich nervös.

Was? Dass sie die Gewohnheit hatte, nach dem Abendessen in die Hauskapelle zu gehen, um zwei dampfende Blondinen anzubeten? «Ich wollte feststellen», sagte Marie Sophie ein wenig unwirsch, «ob diese Kopie noch existiert.»

Es war überflüssig, zu erwähnen, worum es ging. Der Oberst selbst hatte damals den Kopisten ausfindig gemacht und die Angelegenheit für sie abgewickelt.

Sie sah ihn an, als sie weitersprach. «Die Kopie existiert noch, und daraus ergeben sich ... interessante Möglichkeiten.»

Der Schluss des Satzes war ein wenig rätselhaft, was den Oberst dazu veranlasste, vorsorglich auf seine Ergebenheit hinzuweisen. Er deutete eine Verbeugung an. «Vielleicht kann ich Königlicher Hoheit behilflich sein.»

Marie Sophie senkte ihren Zeigefinger auf das linke der beiden Bilder. «Sie könnten das Bild im Rahmen befestigen und es wieder aufhängen.»

So also verfuhr der Oberst und verhüllte es anschließend mit dem schwarzen Tuch. «Und die Kopie?»

Das Wort Kopie traf den Sachverhalt nicht, aber das würde sie ihm später erklären. «Die tragen Sie in meinen Salon.»

«Wollen Königliche Hoheit das Bild aufhängen?»

Marie Sophie schüttelte den Kopf. «Ich will es mit auf eine Reise nehmen.» Sie nahm die Petroleumlampe von dem

Betschemel und wandte sich zur Tür. «Und Sie werden mich dabei begleiten. Ich möchte einen alten Bekannten von Ihnen besuchen.»

«Einen alten Bekannten?»

Marie Sophie lächelte. «Signor Kostolany.»

Orlows Augenbrauen schossen ruckartig nach oben.

«Das heißt, wir fahren ...»

Sie beendete den Satz für ihn. «Nach Venedig.»

1

Er stieg langsam die Treppen der Ponte dei Pugni hinab, sorgsam darauf bedacht, in der Dunkelheit nicht zu stolpern. Am Fuß der Treppe wandte er sich nach links und überquerte den Campo San Barnaba mit dem schlendern- den Gang eines Mannes, der kein besonderes Ziel verfolgt: ein gut, aber nicht allzu gut gekleideter Herr mittleren Alters, ein Fremder vielleicht, den es aus einem der zahlreichen Hotels in San Marco auf die andere Seite des Canalazzo verschlagen hatte und der jetzt ohne Hast auf dem Heimweg war.

Kurz vor dem *sottoportego*, der vom Campo San Barnaba weiter zum Rio Malpaga führte, blieb er stehen, putzte seinen Kneifer und nahm seinen Zylinderhut vom Kopf. Dann ordnete er etwas umständlich seine Haare, wobei er unauffällig seine Umgebung musterte. Erwartungsgemäß war nicht viel zu sehen. Aus der kleinen *trattoria*, die der Kirche San Barnaba direkt gegenüberlag, drang ein funzeli- ger Lichtschein auf den Campo, schimmerte auf dem Pflaster, das noch feucht vom Regen war. Gedämpfte Stimmen waren zu hören, dann das Lachen einer Frau. Ein Mann, der entweder einen Radmantel oder einen Umhang trug, kam in der Dunkelheit auf ihn zu, bog dann aber in die Calle del Traghetto ab, und einen Moment lang warf die Öl- funzel, die unter einem Marienschrein an der Kirchenfassa- de brannte, einen trüben Lichtschein auf seinen Rücken. Es war höchst unwahrscheinlich, dachte er, während er sich umdrehte und in die Dunkelheit des *sottoportego* hinein- schritt, dass ihm jemand begegnen würde, der ihn kannte. Überhaupt war alles, was in der nächsten halben Stunde geschehen würde, höchst unwahrscheinlich.

Er überquerte die Ponte Lombardo und wandte sich nach ein paar Schritten nach rechts in die Calle dei Cer-

chieri, eine schmale, kaum anderthalb Schritt breite Sackgasse, die am Canalazzo endete. Die Dunkelheit auf dem Grund der Gasse war jetzt vollkommen, aber er hatte dem Palazzo da Lezze bereits zweimal einen Besuch abgestattet, und sein Orientierungsvermögen war immer schon phänomenal gewesen. Nach dreißig Schritten, erinnerte er sich, sackte die Pflasterung der Calle dei Cerchieri einen Fingerbreit ab. Unmittelbar dahinter begann der Palazzo da Lezze, und nach weiteren zehn Schritten öffnete sich ein Durchgang, der zu zwei Höfen führte. Er würde im zweiten Hof den eisernen Glockenzug ziehen und mit schuldbeusstem Gesicht um eine Unterredung bitten. Der Rest ergab sich dann. Er hatte eine Stunde Zeit, um die Angelegenheit zu regeln - mehr, als er brauchen würde.

Als er die Hand in die Tasche seines Gehrockes steckte, spürte er den schmalen Lederriemen mit den Holzpflöcken an seinen Fingern - die Holzpflöcke, die verhindern würden, dass ihm der Riemen aus der Hand rutschte, wenn er ihn zusammendrehte. Und das durfte nicht passieren. Denn dann würde es Geschrei geben, und er wäre womöglich gezwungen, das Rasiermesser zu benutzen, das er für den Notfall in die andere Tasche seines Gehrockes gesteckt hatte.

Er sah auf und stellte fest, dass er zu weit gelaufen war und vor ihm bereits der Spiegel des Canalazzo schimmerte. Es hatte aufgeklart, und eine Brise, die von der östlichen Lagune kam, trieb vom Vollmond beleuchtete Wolkenfetzen über den Himmel. Einen Moment lang bewirkten die treibenden Wolken über seinem Kopf die Illusion, dass sich die Paläste auf der anderen Seite des Canalazzos in seine Richtung bewegten. Für einen Augenblick stellte er sich vor, wie die Hausfassaden plötzlich auf ihn zuschossen, das Mondlicht und das Sternenlicht verschluckten und sich wie ein Sargdeckel über ihm schlossen.

Im Grunde, dachte er seufzend, hasste er Gewalt. Gewalt war so schrecklich primitiv. Aber manchmal, dachte er weiter, ließ sich ein wenig Gewalt nicht vermeiden – speziell, wenn man mit dem Rücken zur Wand stand.

Die Tür ging bereits nach dem ersten Klingeln auf. Das ersparte ihm, auf dem Hof zu warten, wo ihn womöglich ein Nachbar bemerkt hätte. Wie er es vorausgesehen hatte, war der Hausherr allein und öffnete selbst. Im Licht der Petroleumlampe, die von der Decke des Flurs herabschien, hatte sein Gesicht die gelblich graue Farbe alter Vorhänge. Fast tat er ihm leid.

«Äh, darf ich hereinkommen?»

Er hatte den demütigen Ton eines Mannes angeschlagen, der gekommen ist, um Frieden zu schließen – was ein triumphierendes Grinsen auf dem Gesicht des Burschen erscheinen ließ. Ja, er durfte hereinkommen. Das hätte er auch ohne Erlaubnis getan, aber so war es einfacher.

Sagenhaft, dachte er einen Augenblick später, nachdem sie den Flur durchquert und den Verkaufsraum betreten hatten. Hier hing, dicht an dicht, ein Vermögen an den Wänden. Er zählte zwei Piazzettas, drei Riccis, zwei Palma Vecchios und ein halbes Dutzend Ölskizzen von Tiepolo. Vor dem Longhi, über dessen Echtheit es unterschiedliche Ansichten gab, blieb der Bursche stehen – zweifellos in der Erwartung, dass ein zivilisiertes Gespräch alle Meinungsverschiedenheiten ausräumen würde. Letzteres wollte auch er, und da der Bursche ihm für einen Moment den Rücken zukehrte, kam er unverzüglich zur Sache.

Er warf ihm den Lederriemen über den Kopf, riss den Riemen nach hinten und drehte ihn mit aller Kraft zusammen. Zwanzig Sekunden wehrte sich der Mann wie ein Verrückter, wobei ein *Bonheur du jour* umstürzte und eine Schäferin aus Meißner Porzellan zu Bruch ging. Schließlich wurden seine Bewegungen kraftloser. Er ging zu Bo-

den, und zwei Minuten später war er tot. Kein Blut. Kein Geschrei. Eine saubere Sache.

Als er sich aufrichtete und darauf wartete, dass sich sein Puls wieder normalisierte, kam ihm eine Idee. Ja, entschied er nach kurzem Nachdenken. Das würde dem Unternehmen ein zusätzliches Glanzlicht aufsetzen – ihm gewissermaßen jenen letzten Schliff geben, der bekanntlich so viel ausmacht. Also zog er dem Burschen seinen blauen Gehrock aus und vertauschte ihn mit seinem eigenen.

Im Spiegel, der über einem Konsoltisch neben dem Wassertor hing, sah er, dass ihm der blaue Gehrock des Toten nicht nur ausgezeichnet passte, sondern auch erstaunlich gut mit dem fröhlichen Gelb seiner Weste harmonierte. Die Kombination gab seiner Erscheinung einen Einschlag ins Theatralische – nicht unpassend für das, was anschließend auf dem Programmzettel stand.

Er packte den Mann an den Beinen und zog ihn in den Flur. Die Flurtür abzuschließen war überflüssig. Niemand würde später einen Grund haben, sie zu öffnen.

Merkwürdig, dachte er, als er wieder im Verkaufsraum stand und seinen Blick über die Gemälde an den Wänden gleiten ließ. Auf vielen Bildern wurden Grausamkeiten dargestellt, doch man konnte sie betrachten, ohne dass man schockiert den Blick abwenden musste. Wirkte die Dornenkrone auf der Stirn des Erlösers nicht wie ein adrettes Hütchen? War es nicht putzig, wie die Pfeile in Brust und Bauch des heiligen Sebastian steckten? Und wie gemütlich sich der heilige Laurentius auf dem Rost räkelte!

Dieser Effekt war natürlich auf die Wirkung der Kunst zurückzuführen. Die Kunst veredelte immer alles. Ach, dachte er seufzend, wenn doch der Umgang mit Kunstwerken auch die Menschen edel, hilfreich und gut machen würde! Bei sich selbst bemerkte er diese Wirkung durchaus, aber der Bursche im Flur hatte nur Geld im Kopf gehabt. Auf solche Leute konnte man verzichten.

Er atmete tief durch, dann steckte er sich eine Zigarette an und sah sich um. Das Licht der Kerzen und der beiden Petroleumlampen schien auf einmal wärmer geworden zu sein. Selbst die Schatten, die in den Ecken hockten, wirkten weniger tief und bedrohlich. Er fand, dass der Verkaufsraum ohne den ehemaligen Hausherrn eine ganz neue Harmonie ausstrahlte. Es war genau die richtige Bühne für den nächsten Akt.

Lediglich der umgestürzte *Bonheur du jour* und die Porzellanscherben auf dem Fußboden störten das friedliche Bild. Also stellte er das Möbelstück wieder auf die Beine, klaubte die Scherben vom Boden und versenkte sie in einer großen Vase aus Delfter Porzellan. Gut, dachte er, dass er nicht gezwungen gewesen war, das Rasiermesser zu benutzen. Das hätte eine Schweinerei gegeben, und er hätte womöglich noch mit Eimer und Schrubber hantieren müssen.

Dann zog er seine Repetieruhr aus der Westentasche und klappte den Deckel zurück. Er lag hervorragend in der Zeit. Und gemessen an dem, was er eben vollbracht hatte, war der Rest des Unternehmens ein Kinderspiel.

2

«Interessant», sagte die Principessa, ohne von dem Blatt aufzublicken, das Tron ihr gegeben hatte.

Über das flache Tischchen hinweg, das zwischen ihnen stand, sah Tron, wie sie einen imaginären Fussel vom Papier schnippte. Ihr Rotstift kreiste über dem Blatt wie ein Bussard. Dass sie seinem Vorschlag folgen würde, war unwahrscheinlich. Das Programm war viel zu künstlerisch.

Die Principessa hatte ihre übliche halb liegende Haltung eingenommen: den Rücken an die Lehne der Récamiere gesenkt, die Beine übereinander geschlagen (einer ihrer Pantoffeln lag kokett auf dem Teppich), bot sie in ihrem Hauskleid aus mauvefarbener Kaschmirwolle ein Bild mondäner Eleganz, das gut zum verschwenderischen Luxus ihres Salons passte. Schon allein der kürzlich ersteigerte *Secrétaire à abattant* (von Riesener) am Fußende der Récamiere war zehn Jahresgehälter eines venezianischen Commissarios wert. Ein größerer Kontrast zur Sperrmüllaura des Palazzo Tron, wo die hellen Flecken auf den Tapeten verrieten, dass die Bewohner sich von ihren Tintoretos und Tiepolos hatten trennen müssen, war nicht denkbar. Im Palazzo Balbi-Valier herrschte eitel Überfluss. Im Palazzo Tron lebte man von der Wand in den Mund.

«Alvise?»

Tron sah von der *Gazetta di Venezia* auf, in die er sich zum Schein vertieft hatte. «Ja, Maria?»

Die Principessa räusperte sich. «Das Programm ist für meinen Geschmack etwas unausgewogen.»

Das klang weniger aggressiv als befürchtet. Tron hob seinen Kopf und drehte ihn über den Tisch wie einen gegen einen Pfeilhagel erhobenen Schild. «Inwiefern unausgewogen?»

Das Lächeln, mit dem die Principessa seine Frage beantwortete, war jetzt ein wenig spitz. «Was, würdest du sagen, ist der Sinn dieses Balls?»

«Die Einführung des Tron-Glases.»

Die Augen der Principessa blieben unentwegt auf ihn gerichtet. Das bedeutete, dass die Befragung weiterging. Er liebte die Principessa heiß und innig, aber manchmal, fand er, war sie so ... streng.

«Was steht also an diesem Abend im Vordergrund?» Der Rotstift der Principessa zielte auf ihn wie der Lauf eines Revolvers.

Tron hob die Arme. «Das Tron-Glas.»

«Also nicht das Beiprogramm, sondern das Glas. Bei dir dominiert das Beiprogramm. Du willst die Potocki dreimal auftreten lassen. Zu Anfang, dann nachdem deine Mutter die Gäste begrüßt hat, und schließlich, nachdem ich die Kollektion vorgestellt habe. Bei dir gibt das Tron-Glas den Rahmen für ihr Klavierspiel ab und nicht umgekehrt.» Die Principessa warf einen genervten Blick über den Tisch. «Sei nicht albern und nimm die Arme wieder runter.»

«Die meisten Leute hören lieber Chopin als Vorträge über Glasartikel», erlaubte Tron sich zu sagen.

Diese Bemerkung gefiel der Principessa nicht. «Darum geht es aber, Tron. Nicht um die Präsentation dieser Polin.»

«Diese Polin, meine Liebe, gilt als die beste Pianistin ihrer Generation. Außerdem war es deine Idee, die erste Glaskollektion *«Mazurka»* zu nennen.»

Was insofern bemerkenswert war, als die Principessa, eine gusseiserne Verehrerin Mozarts, auch in der Musik alles irritierend fand, was keine klare Form besaß, und nie ein Hehl daraus gemacht hatte, dass sie das *Slawisch-Sentimentale* geradezu verabscheute.

Aber ihre Idee, die erste Glaskollektion *«Mazurka»* zu nennen, musste Tron zugeben, war absolut vernünftig. Das Wort *«Mazurka»* brachte eine verkaufsfördernde Verbun-

denheit ihrer Produkte mit dem Habsburgerreich zum Ausdruck. Und für den Rest Europas – den Exportmarkt – ging von diesem Wort ein leicht exotisches Signal aus (weiß der Himmel, was die Leute sich dabei vorstellten), das den Verkauf dieser Glasprodukte wahrscheinlich unterstützte.

«Und es war ebenfalls deine Idee», fuhr Tron fort, «Konstancja Potocki zu engagieren, um auf dem Ball ein paar Chopin-Mazurken zu spielen.»

Die Principessa nickte. «Nur dass von mehr als ein paar Mazurken nie die Rede war. Aber jetzt will die Dame uns offenbar noch mit zwei Balladen und zusätzlich mit einem halben Dutzend Nocturnes beglücken. Also mit mindestens neunzig Minuten Chopin. Das ist eindeutig zu viel.» Die Principessa verzog angewidert das Gesicht.

Tron musste lächeln. Wie hatte sie die Musik Chopins (die Tron gerne, wenn auch mit mäßiger Brillanz, auf seinem verstimmtten Tafelklavier spielte) einmal genannt? Ja, richtig. Den *polnischen Schleichweg ins Chaos*. Hübsch formuliert, wenn auch ein wenig polemisch.

Tron richtete sich in seinem Sessel auf und sagte feierlich: «Ich kann einer solchen Künstlerin nicht das Programm vorschreiben, Maria. Dass sie nach vier Jahren zum ersten Mal wieder öffentlich spielt, ist eine Sensation. Und deshalb wird dieser Ball eine Menge Staub aufwirbeln. Da fällt immer noch genug Aufmerksamkeit für das Glas ab.» Er bemühte sich um ein vorwurfsvolles Gesicht. «Ich bin in dieser Angelegenheit die letzten zwei Monate jede Woche im Palazzo Mocenigo gewesen.» Ein leises Stöhnen entwich ihm. «Du machst dir ja keine Vorstellung davon, wie kapri zios diese polnischen Künstlerinnen sind.»

Das war die Potocki wirklich, und genau deshalb ging sie ihm auch langsam auf die Nerven. Aber das hätte Tron nie zugegeben. Denn er hatte sofort erkannt, dass sich hier eine hervorragende Gelegenheit bot, eine Prise Eifersucht ins Herz der Principessa zu streuen. Tron fand, dass sie ihn

in letzter Zeit arg vernachlässigte – sie hatte nur noch das Tron-Glas im Kopf. War es nicht so, dass ein wenig Eifersucht eine Beziehung neu beleben konnte?

Erstaunlicherweise funktionierte das Manöver. Die Principessa schien mittlerweile eine regelrechte Abneigung gegen die Polin entwickelt zu haben. Oder ... tat sie etwa nur so? Bei ihr konnte man nie wissen.

«Entschuldige, wenn sich mein Mitleid mit dir in Grenzen hält.» Die Principessa betrachtete Tron mit zusammengekniffenen Augen. «Erzähl mir nicht, dass du unter euren vielen *Rencontres* übermäßig gelitten hast.»

Nein, das zu erzählen hatte er nicht vor. «Wenn du darauf anspielt, dass sie den *Emporio della Poesia* schätzt und von dieser Wertschätzung auch der Herausgeber profitiert, kann ich nur sagen, dass die Frau etwas von Literatur versteht. Das war ein glücklicher Umstand, den ich einfach ausnutzen musste.» Er klappte die *Gazetta di Venezia* zusammen, legte sie neben den Aschenbecher der Principessa und schoss noch einen weiteren Pfeil ab. «Abgesehen davon spielt sie wirklich göttlich.»

«Hat sie für dich gespielt?»

«Natürlich. Auch Chopins a-Moll-Mazurka, die du ausnahmsweise schätzt. Wie gut Konstancja Potocki ist, kann sich jemand, der sie noch nie gehört hat, schwer vorstellen.»

Die Principessa lächelte. «Wer sagt, dass ich sie noch nie gehört habe?»

Tron hob überrascht die Augenbrauen. «Du warst auf einem ihrer Konzerte?»

«Vor vier Jahren in der Salle Pleyel.»

«Warum hast du das nie erwähnt?»

«Weil du sofort nervös wirst, wenn ich von Paris rede.»

Die Principessa zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief und blies einen Rauchring über den Tisch. «Ihr Vene-

zianer macht euch immer übertriebene Vorstellungen vom Pariser Nachtleben.»

Tron hob resigniert die Schultern. «Wir Provinzler.»

«Sei doch nicht gleich beleidigt.»

«Bin ich gar nicht. Ich finde es nur bedauerlich, dass mein Verhandlungsgeschick so wenig gewürdigt wird.» Tron nahm sich eines der knusprigen *baicoli* aus der Silberschale auf dem Tischchen. «Wie du dich erinnerst, war es ein Problem, überhaupt mit ihr Kontakt aufzunehmen. So zurückgezogen, wie sie lebt.»

Die Principessa schickte ein spöttisches Lächeln über den Tisch. «Dass du es geschafft hast, war nicht dein Verdienst. Du hast einfach das Glück gehabt, dass der Potocki jemand auf der Piazza die Börse gestohlen hat und ihr sie ihr schnell wieder besorgen konntet.»

Es ging nicht anders. Tron musste unwillkürlich grinsen. Das war allerdings ein Fehler.

Die Zigarette, die die Principessa gerade zum Mund führen wollte, blieb in der Luft stehen. «Moment mal. Gibt es einen Grund dafür, dass du so grinst?»

Die Principessa runzelte die Stirn und sah Tron misstrauisch an. Der konnte jetzt förmlich zusehen, wie ihr Verstand auf Touren kam. Dann schien es zu klicken, so als würde man die Kombination eines Safeschlosses drehen. Etwas rastete ein, und die Züge der Principessa erstarrten zu Eis. Sie sah Tron direkt in die Augen. «Du hast doch nicht etwa Angelina dazu angestiftet, diese Börse zu stehlen?»

Volltreffer. Jetzt zu leugnen war erfahrungsgemäß sinnlos. Da war es besser, gleich mit der Wahrheit herauszurücken. «Ich schwöre es dir, Maria. Wir hatten lediglich ein ...» Ja, was denn? Er verstummte kläglich.

Die Stimme der Principessa klang äußerst kontrolliert, aber sie war scharf wie ein Peitschenknall. «Ein was, Tron?»

Tron zog unwillkürlich den Kopf ein. «Wir hatten ein Gespräch darüber. Ich habe ihr einen entsprechenden Vorschlag gemacht.» Himmel, wieso hatte er sich das Grinsen eben nicht verkneifen können?

«Und?»

«Sie hat gesagt, sie würde es gerne noch einmal mit dir besprechen. Weil sie sich nicht sicher sei, ob es dir recht wäre. Und daraufhin habe ich einen Rückzieher gemacht.»

Die Principessa richtete sich mit einem Ruck auf ihrer Récamiere auf. Ihre grünen Augen sprühten Funken. «Hast du den Verstand verloren? Du wolltest ein junges Mädchen zum Taschendiebstahl anstiften!»

Tron hob beschwichtigend die Hände. «Es wäre ihr absolut nichts passiert. Bossi hätte sich in der Nähe aufgehalten und ich auch. Notfalls hätten wir sie mit auf die Wache nehmen müssen. Niemand wäre in Gefahr geraten. Außerdem hätte diese Potocki nichts gemerkt. Angelina ist viel zu gut. Aber es ging auch anders.»

«Wie?»

Tron zuckte die Achseln. «Ein Bursche aus Castello konnte uns behilflich sein.»

Wieder zog die Principessa an ihrer Zigarette und stieß dünne Rauchfahnen aus. Trons Blick folgte den aufsteigenden Spiralen. Als sie wieder sprach, klang ihre Stimme versöhnlich. «Dass Angelina mich erst konsultieren wollte, finde ich sehr vernünftig.»

«Sie vertraut dir blind, Maria», sagte Tron, froh darüber, dass das Gewitter über seinem Kopf sich verzogen hatte.

Die Principessa lächelte. «Sie vertraut uns beiden.»

Tron seufzte. «Wann genau geht sie nach Florenz?»

«Am zweiten September.»

«Muss das wirklich sein?»

«Es ist das beste Internat Italiens. Und sie will dorthin, weil ich dort war.»

Tron nickte lächelnd. «Sie möchte so sein wie du. Sie redet auch schon so wie du. Irgendwann bin ich hier der Einzige, der Veneziano spricht. Ich werde sie schrecklich vermissen.»

«Die Contessa auch. Ganz zu schweigen von Alessandro. Dem wird es das Herz brechen», sagte die Principessa.

Sie ließ das Blatt mit dem Programm auf das Tischchen flattern und erhob sich. Die Fenster zum Canalazzo standen offen, und sie blieb neben dem Vorhang stehen und blickte hinaus in die Dunkelheit.

Als Tron neben sie trat, sah er die erleuchteten Fenster der Palazzi auf der anderen Seite des Wassers. Nach einem regnerischen Abend hatte es aufgeklart, und ein paar Möwen flatterten kreischend über den Nachthimmel, als verfolge sie das Mondlicht. Zwei Gondeln bewegten sich langsam den Canalazzo hinab, und Tron konnte die kleinen Laternen am Bug erkennen, die wie Glühwürmchen in der Dunkelheit leuchteten. Plötzlich fühlte er sich so vollkommen eins mit dieser unglaublichen Stadt, dass er hätte weinen mögen. Er zog die Principessa vorsichtig an sich, und die ließ ihren Kopf an seine Schulter sinken.

«Alvise?»

«Ja?»

Die Stimme der Principessa klang weich und amüsiert zugleich. «Hast du wirklich gedacht, dass ich auf diese Potocki eifersüchtig bin?»

Nein, das hatte er eigentlich nicht. Oder hatte er es doch gedacht? Oder hatte er es denken wollen? «Also, ich hatte ...»

Die Principessa, den Kopf immer noch an seiner Schulter, lachte leise. «Du hast dich vernachlässigt gefühlt. Weil du dachtest, ich interessiere mich nur noch für das Tron-Glas. Richtig?»

Richtig. Tron nickte. «Diesen Eindruck konnte man allerdings haben.»

«Und da hast du gedacht, wenn du fleißig die Potocki besuchst und ein bisschen von ihr schwärmst, erregst du meine Aufmerksamkeit.»

Ja, das ungefähr war die Idee gewesen. Nicht sehr originell, offenbar.

«Du bist ein Kindskopf, Alwise.»

Wie? Hatte sie eben Veneziano gesprochen? Ja, hatte sie tatsächlich. In einem schnurrenden Tonfall, der die slawisch-sentimentale Seite der Principessa zum Vorschein brachte, die sie gewöhnlich sorgfältig versteckte. In einem verheißungsvollen Tonfall.

Tron legte lächelnd die Hände um die Taille der Principessa, bog den Oberkörper etwas zurück und bewunderte ihre Verwandlung in ein grünäugiges Kätzchen, das jetzt die Augen schloss und dessen Gesicht so dicht an seinem war, dass er jede einzelne Sommersprosse auf der Nasenwurzel erkennen konnte. Und offenbar darauf wartete (ihre Lippen waren leicht geöffnet), dass er ...

Das Geräusch kam von der Salontür - eine sich quiet-schend herabsenkende Klinke, gefolgt von einem diskreten Räuspern. Tron fuhr mordlustig auf dem Absatz herum.

Massouda oder Moussada, einer der vier (für Tron absolut gleich aussehenden) äthiopischen Diener der Principessa, angetan mit Pluderhose, Weste und Turban, stand in der Salontür und verneigte sich so zeremoniell, als würde er gleich den Besuch einer königlichen Hoheit ankündigen.

Dann aber war es nur Sergente Bossi, den er zu melden hatte. Der uniformierte Sergente trat ein, salutierte auf seine unmilitärische Art und fügte eine kleine, galante Verbeugung für die Principessa hinzu.

Tron, bemüht, seine Frustration nicht zu zeigen, ging einen Schritt auf den Sergente zu. «Was ist los, Bossi?»

Nicht dass er es nicht bereits ahnte. Sergente Bossi würde kaum wegen eines einfachen Einbruchs nachts bei der Principessa aufkreuzen.

«Ein Mann im Palazzo da Lezze», sagte Sergente Bossi knapp und dienstlich. Es war klar, was er meinte. «Sein Diener hat ihn gefunden, als er nach Hause kam. Er hat sofort jemanden zur Wache an der Piazza San Marco geschickt.»

«Wie heißt der Mann, der ermordet wurde?»

«Geza Kostolany.»

Der Name kam Tron vage bekannt vor. «Ist das dieser Kunsthändler, der für den russischen Zaren kauft?»

Bossi nickte.

«Raubmord?»

Bossi zuckte die Achseln. «Kostolany ist erdrosselt worden. Aber es scheint sich nicht um einen Einbruch zu handeln. Ob Bilder verschwunden sind, kann ich nicht beurteilen. Es sieht aber nicht so aus.»

«Haben Sie Dr. Lionardo verständig?»

«Der müsste auf dem Weg sein.»

Tron stellte fest, dass er den Mörder dafür hasste, sein Opfer nicht ein paar Stunden später umgebracht zu haben. Dieses Gefühl war völlig irrational, aber er konnte nichts daran ändern. Er wandte sich zur Principessa. Die stand direkt unter einem (für ihn) unbezahlbaren Kronleuchter aus Muranoglas, und Tron sah das Gold in ihren blonden Haaren aufblitzen.

«Ich schlafe im Palazzo Tron», sagte er müde. Ob sie die Tragik heraushörte, die er in seine Stimme gelegt hatte? Ob sie sein Gefühl teilte? «Das alles», fügte er resigniert hinzu, «wird sich wahrscheinlich hinziehen.»

Dann vertauschte Tron die rötliche Samtjacke, die er abends im Palazzo Balbi-Valier zu tragen pflegte, mit dem Gehrock und griff nach seinem Zylinderhut, den Massouda (oder einer der drei anderen Diener) ihm bereits reichte.

Kein Zweifel, dieser Abend war im Eimer.

[...]